
„Das ist ein Geben und Nehmen“. Mit einem privaten Newsmacher unterwegs. Methodische Probleme bei der Analyse von Feldaufenthalten und erste Überlegungen zum Zusammenspiel von Videojournalisten und Polizisten/Feuerwehrleuten

Jo Reichertz

2.1 Vorbemerkung

Der hier vorgelegte Text versucht gleichzeitig (und das ist eher unüblich) die Reflexion methodischer Probleme und eine erste Auswertung der in einer Feldstudie erhobenen Daten. Erst wird über die Probleme des Feldzugangs berichtet, dann über die Qualität der so erhobenen Daten nachgedacht und schließlich eine erste Verdichtung der Interpretationsergebnisse vorgestellt. Die Verschränkung von methodischer Reflexion und Auswertung soll die methodischen und methodologischen Probleme nicht nur nennen, sondern deutlich zeigen. Denn bei Feldstudien sind Datenerhebung und Datenauswertung nicht wirklich getrennte Prozesse: Schon während der Erhebung wird ausgewertet und auch bei der Auswertung wird immer noch und immer wieder neues Material erhoben. Feldforschung besteht immer aus „gleitender“ Auswertung und „gleitender“ Datenerhebung: Man kann die Phasen der Forschung zwar analytisch voneinander trennen, aber nicht praktisch. Das versucht der Beitrag zu zeigen. Ob der Versuch gelungen ist, steht auf einem anderen Blatt.

2.2 Der Zugang zum Feld ist schwieriger geworden

Ein bestimmtes Praxisfeld als Wissenschaftler beobachten zu wollen, das ist die eine Sache – es auch betreten zu können, die andere. Das gilt nicht nur, wenn man die Praxis polizeilicher Arbeit teilnehmend beobachten will, sondern auch, wenn

man sich für die Praxis journalistischen Arbeitens interessiert. Denn Journalisten (unabhängig davon, ob sie beim oder für das Fernsehen, Radio oder bei den oder für die Printmedien arbeiten), also die Akteure, die ansonsten gern und laut darüber klagen, dass man ihnen den Zugang zu bestimmten Bereichen der Wirklichkeit erschwert oder gar verhindert, diese Akteure (so die Erfahrung unserer Projektarbeit) sind sehr erfindungsreich, sich teilnehmende Beobachter vom Leib zu halten. Sehr viel lieber geben sie lange Interviews, die schon auf den ersten Blick als PR-Arbeiten für das jeweilige Medium zu erkennen sind. Und oft lassen sich Wissenschaftler dazu benutzen, PR für das Medium als wissenschaftliche Analyse auf den Markt zu bringen.

Viele Anfragen bei unterschiedlichen Medien verliefen sehr ähnlich. Erst sah niemand Probleme, dann platzten Termine, dann kamen Bedenken auf und schlussendlich sollten die Beobachter Formulare unterschreiben, die sie verpflichteten, über all das, was sie erlebt hatten, Stillschweigen zu wahren (im Interesse des Datenschutzes selbstverständlich).

Nun war es noch nie ganz leicht, als beobachtender Wissenschaftler an der Lebenspraxis anderer Menschen eine gewisse Zeit teilzunehmen. Weshalb sollte man auch einem Fremden Einblicke in das eigene Leben gewähren? Noch sehr viel schwieriger wird die teilnehmende Beobachtung in Feldern, in denen a) die Handlungspraxis durch die Beobachtung erheblich behindert wird (z. B. Intensivstationen, Polizeiarbeit, Privatleben etc.) oder b) wenn in den Feldern Normen, Tabus oder Gesetze verletzt werden (z. B. organisiertes Verbrechen, Drogenszene, Unternehmen etc.) oder c) wenn die Abwesenheit von Beobachtung für die Handlung konstitutiv ist (z. B. Sexualität, Geheimrituale etc.) oder wenn in den Feldern bestimmte Personengruppen (z. B. Andersgläubige, Erwachsene etc.) systematisch ausgeschlossen sind. Weiter verschärft wird das Zugangsproblem, wenn man sich Feldern nähern will, in denen die Feldinsassen über gesellschaftliche Macht verfügen. Es ist wohl kein Zufall, dass die Sozialwissenschaft zwar schon fast alle randständigen Gruppen genauestens und teils mehrfach untersucht hat, von den Zentren gesellschaftlicher Macht (Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Banken, Gewerkschaften, Militär etc.), jedoch so gut wie nichts weiß, da ihr in der Regel ein genauerer Einblick in diese Felder verwehrt wird. Es bedarf schon eines sehr großen (diplomatischen) Geschicks, solche Institutionen oder Unternehmen als Wissenschaftler teilnehmend zu beobachten – und manche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen hatten in den letzten Jahrzehnten dieses Geschick.

Feldforschung ist (entgegen der Intuition, Organisationen hätten sich in den letzten Jahrzehnten gegenüber der Gesellschaft geöffnet) in den letzten Jahrzehnten nicht leichter geworden – eher schwieriger. Dies vor allem deshalb, weil die Unternehmen oder Institutionen, die man als Wissenschaftler teilnehmend beobachten will, sich immer öfter einer Beobachtung verweigern. Dass (mittlerweile so

viele) Unternehmen wie Institutionen sich dagegen sträuben, sich über einen längeren Zeitraum bei der täglichen Arbeit zuschauen zu lassen, hat (neben den oben angesprochenen Gründen) sicherlich auch etwas mit der Fülle von Feldstudien zu tun, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden – also mit dem Erfolg der qualitativen Methoden in den Sozialwissenschaften.

Denn nicht immer waren die untersuchten Institutionen mit der Beobachtung selbst und/oder mit den Ergebnissen teilnehmender Beobachtung besonders glücklich. Manche fühlten sich (zu Recht oder zu Unrecht) falsch verstanden und dargestellt. Aber immer galt und gilt: Wissenschaftliche Untersuchungsergebnisse bleiben nicht (mehr) im universitären Kontext, sondern werden von Freund wie Feind in den gesellschaftlichen Diskurs eingespeist und dort für politische Auseinandersetzung Forschung heute Folgen für das Untersuchungsfeld hat. Und da diese Folgen nicht immer im Interesse der Untersuchten sind und auch nicht sein können, schließen sich die Untersuchungsfelder zunehmend ab – wenn auch freundlich.

Aber der Hauptgrund für die massive Zurückhaltung von Institutionen ist aus meiner Sicht ein anderer: es ist die Allpräsenz der Pressestellen und damit einhergehend die Allpräsenz der Public Relations, die den Feldforschern die Zugangsarbeit so schwer macht. Noch in den 1980er und 1990er Jahren gab es in vielen Unternehmen und vielen Institutionen eine ganz klare und oft auch offizielle Missbilligung von wissenschaftlichen Feldstudien – man wollte nicht, dass Wissenschaftler bestimmte Felder betreten. Und damit blieben viele Bereiche gesellschaftlichen Lebens unbekannte Orte.

Heute, zu Zeiten der allgegenwärtigen freundlichen Polizeipressestellen, gibt es keine offizielle Missbilligung mehr. So hört man am Telefon oder liest man in der E-Mail oder in dem prachtvoll gestalteten Schreiben (alles in sehr freundlichem Ton) die offizielle Leitlinie: „Wir als Pressestelle von XY sind offen für eine demokratische Öffentlichkeit und somit auch für die Wissenschaft. Beide können uns gerne beobachten.“ Offiziell oder anders: auf der Vorderbühne ist es also leichter geworden. Sobald es allerdings ernst wird, also sobald der Feldaufenthalt konkret wird und man über den genauen Beginn spricht, zeigt sich dann regelmäßig, dass zum größten Bedauern bestimmte rechtliche Regelungen oder Akteure (besonders beliebt: Datenschutz, Betriebsrat, Versicherungsschutz) einer Feldbeobachtung entgegenstehen.

Diese neue „freundliche Schließung“ der Unternehmen und Institutionen ergibt sich ganz wesentlich daraus, dass (fast alle) Organisationen im Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen und dass die Unternehmen und Organisationen aus verständlichen Gründen Public Relations, also Öffentlichkeitsarbeit betreiben – was heißt: sie arbeiten im Sinne einer überzeugenden Corporate Identity bewusst und gezielt an ihrem Bild in der Öffentlichkeit. Denn Public Relations bestehen nun nicht nur

darin, der Öffentlichkeit auf möglichst vielen Kanälen zu kommunizieren, *was* man gerade tut, sondern dass man dieses auch *gut* tut. Wichtig dabei ist: Die Botschaft soll stimmig sein, niemand soll etwas anderes kommunizieren, alle sollen das Gleiche sagen.

Das ist aus Sicht der PR auch vollkommen in Ordnung. Denn es gehört zur „Natur“ der PR, alle Informationen über das eigene Haus, die von innen nach außen gehen, daraufhin zu kontrollieren, ob sie für das öffentliche Bild des Unternehmens/der Institution gut oder schlecht sind. Alle Informationen laufen durch diesen Filter. Wenn Wissenschaftler kommen und sich mittels teilnehmender Beobachtung Wissen über das Unternehmen/die Institution erarbeiten, dann gelangt dieses Wissen via wissenschaftlicher Publikation (aus Sicht der PR-Abteilung) unkontrolliert nach außen, also ohne durch den PR-Filter zu laufen. Das ist für jeden PR-Mann eine mittelschwere Katastrophe, die es auf jeden Fall zu verhindern gilt. Und da die Unternehmensleitung ein ähnliches Interesse verfolgt wie die PR, bleiben die Beobachter draußen vor der Tür. Die Kunst der PR-Leute besteht nun darin, die Abweisung zu kommunizieren, ohne allerdings beim Beobachter den Eindruck zu erwecken, man wolle sich der Beobachtung verschließen. Das schafft ein sehr gutes Klima für eine doppelbödige Kommunikation.

2.3 Über den Einstieg in das Feld „Private Produktion von lokalen News“

Dass es uns in einigen Fällen doch gelang, die Arbeit von Journalisten teilnehmend zu beobachten, war nicht nur dem ständigen Nachhaken und einer Reihe vertrauensbildender Maßnahmen zu verdanken, sondern auch einer großen Portion Glück, Menschen gut zu kennen, die einen anderen gut kennen, und die bereit waren, für den Beobachter zu bürgen. Denn wie in anderen Feldern auch wird man auch von dem Feld „Journalisten“ nur aufgenommen und akzeptiert, wenn es jemanden gibt, der für einen bürgt, der sagt: „Der oder die ist in Ordnung. Der ist neutral und der versucht nicht, euch reinzureißen. Den kann man zuschauen lassen.“ Meist gelingt es also nur über einen Bürgen, ins Feld hinein zu kommen. So war es auch in dem Fall, der hier Gegenstand der Analyse ist.

Das übergeordnete Ziel des Forschungsprojekts war es, die Arbeit von Journalisten (Print, Funk, TV, Internet) im sogenannten „Blaulichtressort“ teilnehmend zu beobachten. Zu diesem Feld gehörte nach unserer Ansicht auch eine besondere Form des freien Journalismus – nämlich die mittlerweile zahlreichen privaten, in der Regel sehr kleinen Firmen oder Einzelpersonen, die vor allem auf die Produktion lokaler und aktueller News (Schwerpunkt: Unfälle, Verbrechen, Katastrophen)

spezialisiert sind und diese an die einzelnen Fernsehsender verkaufen. Gemeint ist also der Berufsstand der *Videojournalisten*, dessen kurze Geschichte bis in die 1960er Jahre reicht, dessen Berufsbild jedoch erst seit den 1980er Jahre in der deutschen Newsproduktion fest etabliert ist (vgl. Lorenzkowski 1995; Wegner 2004; Wittke 2000) und der mittlerweile einen eigenen Ausbildungsweg besitzt, jedoch chronisch schlecht bezahlt wird (vgl. Zalbertus und Rosenblum 2003). Dennoch haben die Videojournalisten mittlerweile (nicht nur in Deutschland) einen festen Platz bei der medialen Beschreibung und Erschaffung von Sicherheit („Writing Security“ – Campbell 1998¹), ohne dass deren Bedeutung in diesem Prozess bislang untersucht oder reflektiert wurde.

Da die national agierenden Fernsehsender nur noch sehr wenige Produktionsteams haben und die nur bei Ereignissen nationaler oder internationalen Bedeutung eingesetzt werden, sind die lokalen News vor allem das Arbeitsfeld der lokalen Sender und ihrer Angestellten, wie den frei arbeitenden Journalisten. In Konkurrenz hierzu stehen vor allem Ein-Mann-Unternehmen (Freelancer) oder die oben angesprochenen Produktionsfirmen, die bei lokalen „Blaulichtereignissen“ vor Ort Bilder machen und Beiträge produzieren, die dann an die Nachrichten- oder Magazinsendungen der diversen Fernsehsender verkauft werden (Didier 2003; Zajonc 2003). Da es in diesem Feld viele Akteure und sehr viel Konkurrenz gibt und niemand sicher sein kann, dass sein Beitrag auch gekauft wird, heißt die Devise der privaten Newsproduzenten: „Als Erster am Ort des Geschehens, die besten Bilder machen, schnell produzieren und als Erster anbieten!“ Wegen der hohen Konkurrenz gibt es auch viel Streit und Missgunst untereinander, aber auch Misstrauen.²

Weil das Misstrauen zum Berufsbild dieser Newsproduzenten gehört, war es auch so schwer, in dieses Feld hineinzukommen. Es war wieder einmal der Zufall, der es dennoch ermöglichte: Mit einer guten Bekannten, die selbst in den Medien tätig ist, kam ich im Gespräch eher zufällig auf die privaten Newsproduzenten zu sprechen – sie erzählte, dass sie einen dieser Macher gut kenne, und nach einigem Hin und Her erklärte sie sich bereit, dort einmal anzufragen, ob eine teilnehmende Beobachtung möglich wäre. Es dauerte dann noch einige Wochen und einige Ge-

¹ Campbells Überlegungen beziehen sich zwar, wie alle Arbeiten im Rahmen der „Securitization“-Forschung, auf die „Äußere Sicherheit“ von Staaten. Dennoch sind viele Überlegungen zur sozialen Konstruktion von Sicherheit durch die Schreibenden (Medien) auch für die Beschreibung der Inneren Sicherheit fruchtbar.

² Eine sehr praxisnahe Beschreibung der Lebenswelt der Videojournalisten findet sich in den Kriminalromanen des Duos Karr und Wehner (1994 ff). Die beiden lassen den freien Video-reporter Heinrich „Gonzo“ Gonschorek in Essen wiederholt erfolgreich guten Bildern hinterher jagen und dabei Verbrechen aufklären. Erfolgreich wird er dadurch jedoch nie. Hektik, Geldnot und die Angst vor der schnelleren Konkurrenz sind das tägliche Brot von Gonzo.

sprache, bis ich dann von meiner Bekannten die Telefonnummer von Herrn Pfeiffer, dem „Chef“ der Blitz-News GmbH³ mit Sitz in X-Stadt, bekam – verbunden mit den Worten: „Der weiß, dass Sie mal dabei sein wollen. Sie müssen nur noch einen Termin abmachen.“ Ganz so einfach war es dann jedoch nicht, aber nach weiteren Wochen beharrlichen Anrufens, sollte ich dann eines Tages „einfach mal vorbei kommen“. Allerdings: Mehr als einen Tag könne ich, so Herr Pfeiffer weiter, nicht zuschauen, die Arbeit sei einfach zu viel und es ginge vor allem darum, der Erste zu sein. Zeit sei auch und gerade in seinem Gewerbe Geld. Wer mit seinem Produkt eine Minute zu spät käme, der ginge leer aus und wäre schnell pleite. Zwei Stunden später stand ich vor der Tür seiner Firma und konnte einen Tag lang miterleben, wie von ihm und seinen Mitarbeitern Nachrichten gemacht wurden. Ton- und Bildaufnahmen durfte ich nicht machen. Was mir allein blieb, um Daten zu fixieren, war mein Gedächtnis. Sofort nach Ende meines Feldaufenthalts diktierte ich noch im Auto ausführlich meine Erinnerungen in das mitgebrachte Diktaphon. Das hatte natürlich weit reichende Konsequenzen für die Auswertung, denn die Frage ist, was man eigentlich für Daten hat, wenn man Memos hat. Über wen oder was sagen diese Daten etwas aus? Weil die Klärung dieser Fragen für jede Sozialforschung von entscheidender Bedeutung ist, jedoch selten angestellt wird, hier im Folgenden einige grundsätzliche Bemerkungen hierzu.

2.4 Überlegungen zu der Qualität sozialwissenschaftlicher Daten

Was repräsentieren sozialwissenschaftliche Daten eigentlich? Welche Daten darf man auswerten und mit welcher Methode darf man dies? Darf man alle mit dem gleichen Verfahren interpretieren? Wie kommt man überhaupt an „nützliche“ Daten? Wie können die unterschiedlichen Daten aufeinander bezogen (trianguliert) werden? Diese und viele andere Fragen tauchen auf, insbesondere wenn man eine Feldstudie plant, dann auch durchführt und die dort erhobenen Daten auswerten möchte. Diese Fragen werden umso dringlicher, wenn die Auswertung der erhobenen Daten ansteht. Dann zeigt sich, dass die Fragen nicht mit *einer* und schon gar nicht mit einer *endgültigen* Antwort zu versehen sind. Wie man die jeweiligen Fragen für die eigene Forschungsarbeit begründet beantworten kann, hängt von vielen Variablen ab, vor allem jedoch von dem *Erkenntnisziel*, das man mit der Feldarbeit anstrebt – also der Forschungsfrage, die man mit der Forschung beantworten will.

³ Alle Angaben sind so anonymisiert, so dass ein Erkennen der wirklichen Personen und des Unternehmens nicht möglich sein sollte.

Um das Problem zu veranschaulichen, möchte ich eine schöne und treffende Metapher Luhmanns aufgreifen. In seiner Klage über die Detailverliebtheit einiger Kollegen zeichnet er folgendes Bild: „Forscher, die man mit dem Auftrag, festzustellen, wie es wirklich war, ins Feld jagt, kommen nicht zurück; sie apportieren nicht, sie rapportieren nicht, sie bleiben stehen und schnuppern entzückt an den Details“ (Luhmann 1980, S. 49).

Demnach kann man (allerdings nur zu einem bestimmten und begrenzten Zweck) Wissenschaftler (so die Feldforschung betreiben) mit Hunden vergleichen: sie werden (von den Methodenhandbüchern) ins Feld gejagt, dort schnüffeln und schnuppern sie, aber entgegen der Unterstellung Luhmanns, bringen die Feldforscher, wenn sie sich der Faszination der untersuchten Gruppe entziehen können, eine Fülle von Dingen wieder mit zurück. Hunde, jagte man sie in einen Wald, brächten all das mit, was zwischen ihre Zähne passt: kleinere Äste, Laub, Kleintiere, vielleicht auch mal einen Hasen. Zudem gäbe es wohl noch einige Zecken in und Blütenstaub auf der Haut, Bodenproben an den Fußballen selbstverständlich auch. Ein Hund (bleibt man in der Metapher) brächte nicht nur zurück, was er *ergreifen* konnte, sondern auch, was ihn *ergriffen* hat.

Versteht man nun das Mitgebrachte als Daten, dann lässt sich fragen, was man mithilfe dieser mitgebrachten Daten erfahren kann. Das kommt gewiss auch auf die Fragen an, die an das Material gerichtet werden, aber gegenüber vielen Fragen bleiben die Daten stumm: so z. B. gegenüber der Frage, wie die Fauna und Flora eines Waldes ihr Zusammenspiel bewerkstelligen (falls sie zusammenspielen). Sicherlich kann man angesichts des Laubs, der Äste, der Zecken etc. Aussagen darüber treffen, was einem Hund so alles passieren kann, wenn man ihn in einen Wald jagt, aber das wird vielen zu wenig sein. Noch geringer wird der Erkenntnisgewinn, wenn man nur das untersucht, was unser Hund „bewusst“ mit seinen Zähnen ergriffen und mitgebracht hat (somit das vernachlässigt, was ihn bei seiner Suche ergriffen hat). Doch auch dieser Gewinn kann noch geschmälert werden, nämlich wenn vergessen wird, die spezifische Zugriffsweise des Hundes zu rekonstruieren und bei der Auswertung der Daten in Rechnung zu stellen. Denn er konnte ja nur das mitbringen, was er aufgrund seiner Greifwerkzeuge packen und tragen konnte. Igel z. B. brächten anderes mit.

Alldem lässt sich jetzt entgegenhalten, Sozialforscher seien nun mal keine Hunde – Erstere würden nämlich nicht nur apportieren, sondern auch rapportieren. Dem ist in der Tat so: Außer diversen Objekten bringt der Feldforscher seinen *Report* mit – aber auch seinen Rapport (im psychoanalytischen Sinn: vgl. Fröhlich 2010, S. 399; Wolff 1987 – Was ist mit der Persönlichkeit des Forschers im Wald passiert?). In dem Report berichtet der Forscher darüber, was er unter welchen Umständen wie wahrgenommen hat. Der Rapport ergibt sich aus der Beziehung, die er im Feld mit deren Bewohnern eingegangen ist. Der Forscher hat sich mit

dem Feldaufenthalt verändert: die Menschen im Feld haben ihn dadurch verändert, dass sie ihre Erwartungen an den Forscher herantrugen, aber auch dadurch, dass er seine den Feldangehörigen antrug (Übertragung – Gegenübertragung – vgl. auch Nadig 1987; Haubl und Liebsch 2011).

Mitbringsel von seiner Reise in den Wald, also in „sein“ Feld können z. B. sein: Kochgeschirr, Handwerkszeug, Kunst- und Sakralgegenstände, Speisen, Kochrezepte, Kleidung, Melodien und Verse, Tagebücher von Untersuchten, natürlich sein eigenes Diary, kurze Feldnotizen (Memos), ausführliche Feldprotokolle, Interviews, Fotos und Videofilme, manchmal auch heimlich mitgeschnittenes Ton- und Bildmaterial. Oft übersehen bei solchen Aufzählungen werden die *Erinnerungen* und *Emotionen* des Forschers – nicht nur Erinnerungen an bestimmte Ereignisse und Stimmungen, auch die Erinnerungen an bestimmte Routinen und Handlungsregeln, auch die Erinnerung daran, was er genossen hat, vor was er sich geekelt hat, was ihn berührte und was ihn kalt ließ. Vom Forscher oft selbst übersehen wird auch die erworbene bzw. nur teilweise erworbene „Mitspielkompetenz“, also (um in der Metapher zu bleiben) seiner Fähigkeit entsprechend, sich im Wald angepasst zu bewegen. Die Mitspielkompetenz (so er sie denn im Feld erworben hat) ermöglicht dem Forscher, in der untersuchten Gruppe besser mitspielen zu können als andere Fremde. Dabei ist zu unterscheiden zwischen explizierbarem Regelwissen (wenn x, dann wird nach x gehandelt) oder implizites Wissen (das macht man da so) handelt.

Natürlich bringen nicht alle Feldforscher immer alle diese Dinge von ihrer Exkursion mit zurück – manche favorisieren die Souvenirs, andere (ohne Zweifel die Mehrheit) die Berichte und Interviews. Das hängt auch davon ab, auf welche Weise der Forscher sein Feld besucht: Schaut er bloß einer Kleingruppe durch einen Einwegspiegel bei ihrem Treiben zu oder stellt er sich wie eine graue Maus unauffällig in eine Ecke des Feldes (z. B. Goffman 1996) oder nimmt er aktiv über einen längeren Zeitraum an dem Leben der Untersuchten teil oder richtet er in einem begrenzten Zeitraum seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Aspekt des Feldlebens (Knoblauch 2002) oder wird er unerkannt Teil der untersuchten Gruppe (z. B. Wallraff 1997) oder diskutiert er energisch mit ihnen über ihre Welt (z. B. Girtler 2001, 2006).

Gewiss ist es keine Geschmacksfrage, welche Forschungsstrategie gewählt wird, besteht doch eine enge Verbindung zwischen Feldzugang und erlangten Daten. Mit einigen Daten lässt sich mehr anfangen, mit anderen weniger. Mit welchen Daten sich nun mehr und mit welchen sich nun weniger anfangen lässt, ist letztlich eine Frage des Verwendungszweckes oder anders: ob Daten nützlich sind, hängt von der Frage ab, auf die man mit ihrer Hilfe eine Antwort (re-)konstruieren will.

Spätestens wenn man die Daten hat, stellt sich die Frage danach, ob die Daten „tatsächlich“ etwas repräsentieren und wenn ja, was sie repräsentieren. Erst wenn dies zumindest nicht mehr völlig unklar ist, lässt sich in einem weiteren Schritt diskutieren, zu was die von mir erhobenen Daten gebraucht werden können.⁴

Betrachten wir also nun die Daten, die ein – weiter oben auf die Suche geschickter – Feldforscher normalerweise mitbringt. Da liegt ein Kochtopf neben einem Interview, eine Rechtsverordnung neben einer Feldnotiz, ein Kochrezept neben einem Videoband einer Hochzeitsfeier, eine Mord-Akte neben Kurzmitschriften von beobachteter Interaktion, ein Blogbeitrag neben einem Zeitungsartikel. Die Daten kann man nun nach den unterschiedlichsten Kriterien ordnen. Eine, mir sehr sinnvoll erscheinende Möglichkeit besteht darin, vorab zu prüfen, wer die Daten zu welchem Zweck konstruiert hat. Schließt man sich dieser Sicht erst einmal an, dann lassen sich leicht *fünf* Datenbestände ausmachen:

1. So gibt es einige Daten, die von der untersuchten Gruppe *selbst erstellt* worden sind. Innerhalb dieser Gruppe sind solche Dinge keine „Daten“. Dort sind sie für die Lebenspraxis bedeutsam. In der untersuchten Lebenswelt haben diese Dinge einen Verkehrswert. Sie wurden produziert von Mitgliedern dieser Lebenswelt, um im gemeinsamen Feld zu wirken: diese Dinge reichen von einfachen Objekten (Tassen, Fingerhüten, Protokollen, etc.) bis hin zu komplexen Erzählungen/Geschichten, welche die gemeinsame Verkehrsform beschreiben, legitimieren oder vorschreiben (Legenden, Kochrezepte, Dienstanweisungen, Telefonverzeichnisse, etc.).

Wenn der Feldforscher diese Dinge einsammelt und zu Objekten einer Untersuchung macht, verwandeln sich Stempel, Fingerhut und Predigt in wissenschaftliche Daten. Er kann nun – je nach Erkenntnisziel – diese Dinge sortieren und präparieren, um sie dann auszustellen, er kann aber auch versuchen zu rekonstruieren, welche Bedeutung diese Gegenstände in ihrer Lebenswelt hatten, d. h. zu prüfen, wie sich die Feldangehörigen an diesen Dingen in ihrem Handeln orientieren. Diese Daten sind schwieriger zu verwerten, da sie in keiner Weise wissenschaftlich aufbereitet sind. Dies dennoch zu tun, ist gewiss ein schwieri-

⁴ Einwenden könnte man an dieser Stelle, ein solches Unternehmen sei hoffnungslos, weil zirkulär. Was wer als Datum akzeptiere, und was die Daten jeweils repräsentierten, sei Ergebnis und Ausdruck der jeweiligen impliziten/expliciten Vorab-Theorien über die Beschaffenheit der Welt. Der Einwand trifft, wenn auch die Lage nicht ganz so misslich ist. Auch wenn es nicht möglich ist, Konsens über eine Theorie zu erzielen, was als Datum gelten und was es repräsentieren soll, so erreicht man doch eins: die Prämissen des Interpretierens werden sichtbar und für den Leser einer Studie kalkulierbar. Kurz: Man weiß selbst besser, was man tut und andere, also die Leser/innen der Analyse, auch.

ges Geschäft, aber die Archäologie und die Ethnologie zeigen, wie so etwas geht. Für die Soziologen hat u. a. Simmel gezeigt, was sich so alles aus dem Henkel einer Tasse herauslesen lässt (vgl. Simmel 1983, S. 9 ff.).

2. Nun stößt der Beobachter bei seiner Tätigkeit immer wieder auf Dinge, die im Feld offenbar eine *große Rolle* spielen, jedoch dort selbst *nicht angetroffen* und deshalb auch nicht eingesammelt werden können, dennoch sehr stark mit dem Feld verbunden sind. Gemeint sind Gesetze, Verordnungen, Bücher, Denkmäler, Zeitschriften etc., also „Texte“, die von unterschiedlichen Akteuren mit unterschiedlichen Interessen gemacht wurden, um das Leben im Feld zu strukturieren, und die laut Angabe der Beobachteten ihr Leben stark beeinflussen bzw. stark reglementieren (sollen), jedoch in konkreter Form im Feld oft nirgends aufzufinden sind. Im Zeitalter von Fernleihen und einem internationalen computergestützten Datenverbund sind solche Dinge für den Forscher mittlerweile leicht zu besorgen. Allerdings darf man diese Daten nicht als „Blaupausen“ für das Handeln im Feld begreifen (also als dessen Erklärung), sondern muss immer berücksichtigen, dass jeder Text eigensinnig im Feld von den jeweiligen Akteuren angeeignet wird: Selbst Gesetze oder Backrezepte müssen immer vor Ort situationsspezifisch ausgelegt und abgewandelt werden. Vorschrift und Praxis fallen nicht nur analytisch, sondern immer auch empirisch auseinander.
3. Auf der anderen Seite gibt es Daten, die ausschließlich von *dem forschenden Wissenschaftler* erstellt wurden (Strichlisten, Häufigkeitsverteilungen, Statistiken, Feldnotizen, Protokolle, Memos, Tagebücher etc.). Diese Dinge wurden allein zu dem Zweck produziert, ausgewertet zu werden, und zwar im Hinblick auf das, was für eine bestimmte Fragestellung von Interesse sein könnte. Form und Inhalt solcher Daten sind geprägt von dem, was ein oder viele Wissenschaftler für die richtige Methode halten, solche Daten zu produzieren bzw. zu konstruieren. Dabei ist völlig egal, ob der Feldforscher strukturiert oder unstrukturiert beobachtet. Die zweite Strategie ist oft (nicht immer) nachteiliger, da der Forscher in diesem Fall meist nicht weiß, was er tut, und so leicht Opfer einer Ideologie oder Selbstverzauberung wird.

Vom Forscher konstruierte Daten stehen ständig im Verdacht, Forschungsartefakte zu sein. Jürgen Kriz bewertet diese so: „Nicht valide Ergebnisse, quasi Kunstprodukte der Methoden, können wohl kaum den Anspruch erheben, Bezug zu einer wie immer auch gearteten und wie immer auch konstituierten Realität zu haben, sie wären – bestenfalls – idealistische Gespinnste auf der Ebene der Sprachspiele, und weder Beschreibung noch Erklärung einer Wirklichkeit, in der soziales Handeln außerhalb dieser Sprachspiele stattfindet“ (Kriz 1985, S. 77). Das muss man nun nicht so pessimistisch wie Kriz sehen, denn zumindest sind diese Daten Teil und Ausdruck der Lebenswelt der *Feldforscher*, sagen

also über deren Verkehrsformen einiges aus. Ob sie einen Bezug zu einer „Wirklichkeit“ der untersuchten Lebenswelt haben, lässt sich solange schlecht beurteilen, solange man diese „Wirklichkeit“ nicht kennt. Und solange dies der Fall ist, macht es keinen Sinn, von „Wirklichkeit“ oder „Wirklichkeitsnähe“ zu sprechen. Stattdessen sollte man versuchen, das Konstruktionsniveau von Daten zu ermitteln, zu benennen und zu berücksichtigen, also zu sagen, ob es sich um Konstruktionen erster, zweiter, dritter oder anderer Ordnungen handelt (vgl. Schütz 1971, S. 72).

Alle vom Wissenschaftler selbst produzierten Daten, also auch das hier zur Diskussion stehende Feldprotokoll oder Memo, sind von den formalen, ästhetischen, methodischen und karrierestrategischen Standards der Berufsgruppe der Sozialwissenschaftler mit gestaltet. In der Regel rekonstruieren Sozialwissenschaftler ex post mithilfe von Erinnerung und Spickzettel das, was sie während des Feldaufenthalts glauben wahrgenommen zu haben. Hierzu Jörg Bergmann: „Meine Behauptung ist also, 1) daß diese Daten selbst (und nicht erst deren spätere Bearbeitung) das Ergebnis sekundärer Sinnbildungsprozesse sind, die den primären Sinnzusammenhang, wenn nicht getilgt, so doch undurchdringlich überlagert haben; 2) daß diese Daten das soziale Original – teilweise hochgradig kondensiert – in die Formstrukturen der rekonstruktiven Gattungen transformiert wurde, und 3) daß diese Daten in all ihren deskriptiven Bestandteilen geprägt und abhängig sind von dem spezifischen Kontext ihrer Entstehung und Verwendung“ (Bergmann 1985, S. 306).

Die Behauptung ist also nicht, dass Feldprotokolle nichts mit der untersuchten Lebenswelt zu tun haben, behauptet wird allein, dass solche Protokolle Konstruktionen höherer Ordnung sind, deren Perspektive entweder überhaupt nicht oder nur sehr schwer in den forschungspraktischen Griff zu bekommen ist. Noch einmal Bergmann: „Die ‚Daten‘ schieben sich wie eine Wischblende über das, was sie zu repräsentieren vorgeben; das Ergebnis ist ein stark verschwommenes Bild, auf dem Konturen des Objekts und die Wirkung des Filters nicht mehr auseinanderzuhalten sind“ (ebd., S. 307).

4. Aber unter den Daten befinden sich nicht nur vom Feld oder vom Wissenschaftler produzierte Daten, sondern auch *Mischformen*. Sie sind der allgemeinen technologischen Entwicklung zu verdanken, da sie erst möglich sind, seit es Kurzschreibtechniken, Kopierer, Tonbandgeräte und Kameras gibt. Gemeint sind auf Schrift-, Ton- und Bildträger festgehaltene *Interviews* und verdeckt/unverdeckt mitgeschnittene „*Original*“-*Interaktionen*. Solche Daten werden oft für „Kopien“ der Originale gehalten – zu Unrecht, was noch zu zeigen ist. Das Interview ist eine besondere Datensorte, schon allein deshalb, weil viele Forscher sie einsetzen und auch viele der Ansicht sind, mit Hilfe von Interviews

Tat-Ort Medien

Die Medien als Akteure und unterhaltsame Aktivierer

Bidlo, O.; Englert, C.J.; Reichertz, J.

2012, VII, 215 S. 13 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-19456-1